Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 72 **17. September 1938** **12. Jahrgang**

„Hotel zu den Domspatzen"

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1

Roman von Wolfgang Marken

25)

„Ja!" sagte der Luigi barsch. „Und was wollen S' von mir?"

„Ich nehme an, daß Sie mir für Geld und gute Worte eine Auskunft geben werden!"

Der Luigi stutzte. Das klang ihm lieblicher in den Ohren. Noch etwas mürrisch, aber doch schon halb versöhnt und gespannt, antwortete er: „Ja, gern, was wollen S' denn wissen?"

„Mich interessiert zunächst, warum Sie nicht mehr bei dem Geheimrat sind! Ich brauche wahrscheinlich einen neuen Schoffför, solange ich in Deutschland bin ... und wenn er brauchbar ist, dann nehme ich ihn auch mit nach Amerika. Dann kann er drüben sein Glück machen. Ich sah Sie einmal ... Sie machten den Eindruck eines guten, sicheren Fahrers. Nur wundert mich, daß Sie der Geheimrat entlassen hat! Haben Sie eine schwere Panne gehabt?"

„Nein", sagte der Luigi erregt, „nie hab' ich den kleinsten Kratzer gemacht! Nie! Das mit dem Entlassen ... das war ... wegen der Theres, dem Weibsbild, dem ...!"

„So ... so! Das interessiert mich dann nicht! Sagen Sie, Herr Habbel, Sie wissen, daß der Geheimrat die Operation an meinem Vetter durchführen will."

„Ach ... das ist der Herr Richard?"

„Ja! Nun interessiert mich außerordentlich, wann die Operation stattfindet. Ich glaube, der Herr Geheimrat hält sie ängstlich geheim! Warum er das tut, weiß ich nicht! Aus bestimmten Gründen möchte ich aber darüber unterrichtet sein!"

„Das ... kann ich Ihnen schon sagen, denn ... was der Herr Geheimrat ist, der operiert immer abends ... dann brennt das Licht so arg hell in dem großen Operationszimmer nach Osten, daß man's sehr weit schauen kann! Und ... wenn man da halt gut aufpaßt ... ich mein', das würd' ich schon gern tun! Ich hab' eh' nix zu tun! Das mach' ich schon!"

„Das würde mich freuen! Ich würde Ihnen für jeden Tag ... sagen wir, zehn Mark bezahlen. Sie können doch telefonieren? Wenn Sie feststellen, daß es soweit ist, dann rufen Sie das Domspatzenhotel an. Sie verlangen mich zu sprechen, oder wenn ich nicht da sein sollte ... nein, das geht nicht. Severin spricht zu schlecht deutsch ... ich bin jedenfalls immer da. Dann sagen Sie es mir und sagen mir auch, wo ich Sie erwarten kann! Wollen Sie das tun?"

Der Luigi war wie elektrisiert. Zehn Markln den Tag, für eine so einfache Arbeit!

Stotternd vor Aufregung erklärte er sich damit einverstanden und starrte lange auf den Fünfzigmarkschein, den ihm Alf als Anzahlung überreichte.

„Der Geheimrat hat schwere Operationen durchgeführt?" sondierte Alf weiter.

„Ja, das sagt man wenigstens! Solang' er hier in den Bergen ist, da kamen net so schwere Fälle vor. Aber hin und wieder hat er auch operiert. Aber früher ... oh ... da soll er ganz groß gewesen sein. Aber ... ich ... ich wünscht ihm mal, daß ihm was der Quer' ging ... damit er ... runter muß von dem hohen Roß, der Herr Geheimrat ... der mich wegen der Theres hinausgeworfen hat."

„Das war nicht schön von ihm! Um die Privatdinge brauchte er sich doch nicht zu kümmern." Alf stimmte aus guten Gründen dem Luigi zu.

Luigi durchzuckte ein Gedanke.

„Meinen S' ... ob die schwere Operation glücken wird?"

Alf zuckte die Achseln. „Schwer zu sagen! Die Hauptfrage ist: ob ... es gut ist, wenn sie gelingt!"

Luigis Augen leuchteten auf.

„Wenn's net gelingt ... dann ... meinen S' ... dann wär's ... besser?"

„Ja! Für die ganze Familie! Denn gesund wird er nie wieder und richtig zu Verstand kommt er auch nicht mehr. Sie können sich vorstellen, was das für die ganze Familie bedeutet! Ich gäbe ... ein paar tausend Dollar dafür ... wenn ...!"

Das weitere sprach er nicht aus, sondern er erhob sich, drückte dem Luigi die Hand und sagte: „Also ich kann mich auf Sie verlassen!"

---

heulen auf sie einschlug. Als sie glaubten ersticken zu müssen vor Hitze und Durst in dem elend verqualmten Loch, als sie, dem Ende nahe, die Gasmasken herunterreißen wollten, weil doch alles aus war, da hatte Unteroffizier Gött seelenruhig seine Pistole gezogen und mit seinem Rüsselgesicht unverkennbare Zeichen gemacht. Sie saßen mitten im Salat, ahnten nicht, daß die Sturmwelle schon über sie hinweggefegt war, bis Unteroffizier Pankrazius Gött den Kopf hinausstreckte, um die Lage richtig zu beurteilen. Da stellte es sich heraus, daß zwar der Bunker vergast war, daß aber sonst keine Laus sich blicken ließ, dieweil die Herren Franzmänner leichtsinnigerweise ohne Verbindung nach hinten im ersten deutschen Graben saßen. Na, das war eine Sache gewesen, die Uebereifrigen in die Zange zu nehmen, nicht nur den Tod im Bunker zu überlisten, auch noch den Fetzen deutschen Grabens zurückzuholen.

Hubert Trunk gehörte zu jenen Menschen, die solchem Geschehen ein langes Gedächtnis bewahren. Der erste Junge mußte nach dem Unteroffizier Gött genannt werden: Pankrazius.

Zugegeben, es war ein verrückter Name und gänzlich aus der Mode gekommen. Der Name sprach sich zu lang aus, die Zeit war ungeduldig geworden. Dennoch, die Lage schien richtig. Hubert Trunk, der Wärter von Block Viertannen, lächelte: Für den ersten Jungen mochte der Name sogar richtig sein. Der Name würde dem Pankrazius vor den noch zu erwartenden Brüdern eine Art moralisches Uebergewicht geben.

Seit jener Bunkernacht war das zu gewissen Zeiten wieder über den Hubert Trunk gekommen, das plötzliche Aufgerissenwerden aus einem traumlosen, tiefen Schlaf. Dann vor allem, wenn die Not um einen schier unerträglich gestiegen war, daß man meinte, nicht mehr aus noch ein zu wissen.

Doch jetzt — heute nacht? Es blieb eine merkwürdige Sache. Hubert Trunk fuhr sich zweifelnd in die Haare. Mal schauen, wie denn eigentlich die Lage aussah. Hier schlief die Frau, dort der Pankrazius. Und um Hubert Trunk herum war die Kammer, hell, luftig und hoch. Die Kammer aber gehörte zu den drei Zimmern des Bahnwärterhauses Block Viertannen. Gut — das ging in Ordnung.

Wie — das ging in Ordnung? Das ließ sich so daher denken? Da war alles vergessen schon, was dazwischen lag seit dem Bunker von 1918 bis heute? Das Warten auf Arbeit und auf die Frau, die man liebte, das ohnmächtige Zusehenmüssen all die Jahre über?

Halt — da stimmte etwas nicht. Er hatte das nicht vergessen. Der Hubert Trunk gehörte ja zu jenen Menschen, die solchem Geschehen ein langes Gedächtnis bewahren. Weshalb auch sein Sohn Pankrazius hieß. Weshalb er es tagelang nicht wahrhaben wollte, als nach dem Innendienst endlich die Versetzung herausgekommen war, hierher nach Block Viertannen. Hatten ihn am Ende die Wahrheit und das Glück geweckt? Oh — auch das Glück konnte ein Einschlag sein. Freilich, warum sollte es nur beim Unglück einschlagen?

Hubert Trunk bekam runde Augen. Er zog die Luft ein, daß es einen leisen, hellen Ton gab: das Glück hatte acht, daß man es nicht auf die leichte Schulter nahm. Das war es, nichts weiter. Hubert Trunk nickte. Er machte den Mund auf und wieder zu, als ob er etwas zwischen den Zähnen zu kauen habe. Es war die Luft des frühen Morgens, die von den hohen Tannen durch das offene Fenster im blauen Schein des ersten Lichtes hereinströmte. Durfte man da schlafen? War nicht Holz zu stapeln, ein Gatter zu schlagen für die Hühner, Blumen anzubinden, die schon üppig wucherten, das Salatbeet zu schützen vor der Sonne, Gardinenfetzen an die Kirschen zu binden, am Holzpferd zu basteln für den Pankrazius? Wie konnte man schlafen in solch einem Bunker, der Block Viertannen hieß?

Hubert Trunk tappte nach Jacke und Hose, leise, es sollte keiner aufgeweckt werden. Hubert Trunk torkelte ein wenig, er trug schwer an dem, was nicht in Worten zu sagen war. Er stand vor dem kleinen Bahnwärterhaus und reckte die Arme, daß es knackte. Die Lage war außerordentlich, innerlich und äußerlich. Sie war versöhnend mit allem Widerwärtigen, was es je gegeben haben mochte. Es roch nach süßem Heu, ehe noch die Mahd geschlagen war. Es brausten tagsüber die Züge, es stand ein Mann auf seinem Posten, kerzengerade wie vor dem Glied, die Fahne zusammengerollt im Arm, die Hand am Horn, die Gedanken beim Signalwerk, das Herz von Blumen überrankt.

Es war eine Lust zu leben.

An diesem Morgen überkam es den alten Soldaten Hubert Trunk, daß er nicht wußte, was in ihn gefahren sein könnte. Er sah die Stange mit dem dünnen Draht, daran der Rundfunk geschlossen war in der Küche auf dem Schrank. Er wußte plötzlich nichts anderes zu denken als dies: Block Viertannen ist angeschlossen an das große Deutschland!

In den Wipfeln der hohen Tannen rauschte es wie von einem Fahnentuch. Der Flügelschlag eines großen Vogels zerriß die Stille. Ein Reh verhielt auf der Wiese jenseits des Bahndammes. Es sah einen Menschen vor dem Bahnwärterhaus in den Himmel schauen, sein Herz und sich selbst dem Morgen hingegeben — es neigte darob sein Haupt in Frieden und begann zu äsen.

Hubert Trunk aber vergaß die kleinen Dinge um Haus und Garten, die er vor seinem Dienstantritt noch hatte in Ordnung bringen wollen. Es wunderte ihn nicht sonderlich, daß er sich auf dem Wege zum Schuppen ertappte, einen Topf mit weißer Farbe herunterlangte und nun dreihundert Meter weit auf dem Damm nach Süden ging, dorthin, wo der gewaltige Findling zwischen Weg und Feldrain lag, blank gewaschen von Wind und Wetter der Jahre, ein Blickfang für alles, was vom Norden und Süden kommend an ihm vorüberbrauste.

Wenige Stunden später läutete das Signalwerk, der erste fahrplanmäßige Zug mußte gleich Block Viertannen passieren. Hubert Trunk stand breit vor seiner Schranke. Da rief der Lokomotivführer rasch seinen Heizer auf die Seite. Sie kannten jeden Strich, jeden Stein auf ihrer Strecke. Der Lokomotivführer hatte die weithin leuchtende Schrift auf dem Findling entdeckt.

Haha — und nun winkten Lokomotivführer und Heizer dem Wärter von Block Viertannen mit der Hand zu: „Jawohl, Kamerad — verstanden — einverstanden!"

Hubert Trunk nickte. Posten Block Viertannen stand aufgebaut, die Fahne zusammengerollt im Arm, die Hand am Horn, die Gedanken beim Signalwerk, ohne sich zu rühren.

Darob brauchten sie nicht zu winken. Da war nichts Außergewöhnliches geschehen. Ein Einschlag nur. Daß man vor innerem Gespanntsein mitten aus dem harmlosen Schlaf auffuhr, ob denn das alles um einen herum Wahrheit sei, nackte Wahrheit? Ein Wissen über Nacht, daß das sogenannte Glück ein Ding ist, nicht zu messen nach gewohnten Maßen, auch nicht nach Geld oder Geldeswert, einzig nur am Schlag des eigenen Herzens. Es ließ sich nicht mit Worten beschreiben. Und darum hatte Hubert Trunk nach seiner Art diese wenigen Worte mit weißer Farbe auf den blanken Stein gemalt: „Freut euch des Lebens!"

Einander fremde Menschen im Zug, die an Block Viertannen vorüberfahren und die Schrift auf dem Findling lesen, die blicken sich wohl in die Augen dabei und schauen beschämt in sich selbst hinein. Eine seltsame Inschrift mitten im Wald bei einem kleinen Bahnwärterhaus im großen Deutschland. Wer das wohl dahin geschrieben haben mochte? Freut euch des Lebens!

Ja — ja, man sollte es sich merken!

Bei Muttern lernte er kochen

In Amerika erwartet man mit Interesse die Ankunft eines großen Meisters der Kochkunst, des Küchenchefs eines führenden Londoner Hotels, François Latry. Es ist dies einer der besten Köche der Welt. Er will nun einmal seinen von den schweren Dünsten der Diensträume überanstrengten Lungen eine kräftige Brise Meeresluft zuführen und zu diesem Zweck zum ersten Male den Atlantik kreuzen.

Latry ist eine Art inoffizieller englischer Staatskoch. Er hat bereits für Kaiser und Könige gekocht. Die Liste der hohen Persönlichkeiten, die sich seinem Sachverständnis für kulinarische Genüsse anvertrauten, ist lang und imposant. Der Kaiser von Japan steht ebenso darauf, wie der Herzog von Windsor oder die Könige und Königinnen von Norwegen, Dänemark, Griechenland, Belgien und weltberühmte Männer und Frauen aus allen Ländern der Erde. Auch bei englischen Staatsbanketten zeigt er seine Meisterschaft. Das tat er z. B. bei der jüngsten Königskrönung in London. Mit einem durchschnittlichen Wirtschaftsgeld würde allerdings Herr Latry nicht viel anfangen können. Er eignet sich mehr zur Anrichtung von Mahlzeiten, bei denen, wie bei seinem berühmten „Nordpol-Diner", das Gedeck 2000 RM. kostet. Und doch hat auch Latry einmal seine erste Kochweisheit an der Geburtsstätte aller alten Kochkunst, in der mütterlichen Küche, bezogen. Damals war er 10 Jahre alt. Nach der Schulzeit hat er dann ein zehnjähriges Kochstudium absolviert.

„Aber ganz genau, Herr Rogaller!“

Der Luigi sah ihm mit glühenden Augen nach, als er so selbstverständlich, als könnte es gar nicht anders sein, in seinen Wagen stieg und mit ihm davonstob.

Seine Gedanken arbeiteten fieberhaft, und ein teuflischer Plan stieg auf.

Tausend Dollar ... das waren über viertausend Mark! Und der Herr Alf hatte ein paar tausend Dollar gesagt.

8.

Die Hauptprobe hatte herrlich geklappt, und heute war endlich der Tag gekommen, an dem das große Garten- und Parkfest auf Luisenthal steigen sollte.

Überall im Garten und im Park, auf den Terrassen, überall wo es zu machen ging, waren Lampions angebracht worden, die am Abend den Park, ganz Luisenthal traumhaft erleuchten sollten.

Die kleine Naturbühne war fix und fertig.

Vor dem Domspatzenhotel war eine Tanzfläche geschaffen worden, auf der sich die tanzlustigen Paare am Nachmittag und am Abend drehen konnten.

Ebenso war ein großer Verkaufsstand für Getränke und allerlei leckere Eßwaren errichtet worden, dem Frau Loni, unterstützt von vier tüchtigen Hilfskräften, vorstand.

Peter Waldbauer hat früh gegen zehn Uhr dem Domkantor noch einmal über alles genau Bericht erstattet, in Gemeinschaft mit Ludwig Seidemann. Der Domkantor ist befriedigt.

„Wie ein Märchen wird unser Park zum Abend ausschauen, Herr Domkantor!“ spricht Ludwig mit verklärtem Blick.

„Wir wollen uns ihn jetzt einmal genau anschauen!“ bestimmt der Kantor, und sie verlassen das Zimmer.

Unten schließen sich den dreien Julia von Meersburg und Eugenia Forster an, und gemeinsam wandern sie durch den Park.

Der Domkantor ist von der Besichtigung hochbefriedigt.

Frau Julia ist es nicht in gleichem Maße, denn der Domkantor hat ihr mehrmals ziemlich zerstreut geantwortet.

Sie kann nicht in seine Seele schauen und ahnt nicht, daß Stephan Inniger auf Anna wartet, die doch kommen wollte.

* * *

Im Laufe des Vormittags sind verschiedene Gäste aus Heiligenberg und auch aus anderen Orten eingetroffen. Stolz stellt der Tutzinger seinen Vater, einen kleinen, aber hochintelligent ausschauenden Herrn vor. Auch noch andere Väter und Mütter sind gekommen, um an dem Fest der Domspatzen teilzunehmen.

Auch der „Herr Vater“ des Zach ist gekommen.

Herr Martl Praxenmaier ist groß, ein wahrer Riese, man sieht, daß der Zach nach ihm schlägt. Auch im Wesen ähnelt der Sohn schon dem Vater.

Herr Praxenmaier ist zunächst etwas verlegen, als ihn der Zach dem Domkantor vorstellt. Ihm gefällt der Domkantor auf den ersten Blick, er spürt, daß in dem Mannsbild kein Falsch ist, und er hat gleich einen höllischen Respekt vor ihm.

Aber der freundlichen Art des Domkantors gelingt es bald, Praxenmaier zum Auftauen zu bringen, und als sich gar noch der Toni Eipacher zu der Gruppe gesellt, der natürlich als Gast nicht fehlen darf, da ist alle Befangenheit mit einem Male weg.

Der Praxenmaier weiß durch den letzten Brief des Domkantors, daß der Toni Eipacher das Geld erst noch erhält, denn die Zusagen verschiedener Eltern sind erst nach und nach eingelaufen.

Aber er betrachtet natürlich den Toni Eipacher mit viel Interesse, und er gefällt ihm. Er sieht auf seine Hände und erkennt, daß er ein guter Schaffer sein muß.

Er zieht ihn ins Gespräch, und die beiden Bauern haben sich viel zu sagen. Der Toni lädt den Praxenmaier ein, ihn morgen einmal zu besuchen, und der Praxenmaier schlägt ein.

„Ist ein kleiner Hof gegen deinen, Bauer!“ sagt der Toni. „Aber ich mein' ... du oder dein Vater hat auch mal klein angefangen ... und ich werd' schon vorankommen!“

„Mein' ich, mein' ich!“ nickt der Praxenmaier. Der Toni gefällt ihm, wie gesagt.

Der Toni mischt sich jetzt unter seine anderen Freunde, und der Praxenmaier ist mit seinem Sohn allein.

„Du, Bub' ... hast geschrieben ... ein großes Gartenfest ... und ihr singt ... und spielt auch!“

„Ja, Herr Vater, ich spiel' auch mit!“

„Was meinst!“ Praxenmaier macht große Augen. „Du spielst mit? Am End' singst gar? Und allein?“

„Ja, Herr Vater! Ich hab' doch eine Solopartie!“ spricht der Zach wichtig.

„Was hast?“

„Eine Solopartie! Weißt, Herr Vater, das heißt ... ich muß allein singen ... manchmal auch mit anderen zusammen! Und ... weißt, Herr Vater ... nur eins paßt mir net ... weißt ... ich muß ein Madel spielen!“

Praxenmaiers Erstaunen wird immer größer.

„Was mußt spielen?“

„Ein Madel!“ Der Zach macht ganz ängstliche Augen. „Das geht eben nicht anders, Herr Vater, weißt, wir san doch nur lauter Buben! Und in der Oper ... da kommen halt auch Madel vor! Dann kannst nix machen!“

Der Praxenmaier klopft sich plötzlich auf die Knie. Und dann lacht er schallend auf.

Der Zach spielt ein Madel! Was wird die Praxenmaierin sagen, wenn er ihr das erzählt! Ein Madel!“

Aber dann schaut er ganz stolz auf den Jungen.

„Kannst denn des?“

„Ja, Herr Vater ... ich mein' ... wenn's die anderen können, warum soll's ich dann net können!“

Das Wort gefällt dem Bauern sehr, und er nickt seinem Jungen so freundlich zu, streicht ihm beinahe zärtlich über das braune Haar, daß der Zach ganz verlegen wird.

Wie gut der Herr Vater ist! denkt er, und freut sich, daß der immer stille, in sich versunkene Herr Vater einmal aus sich herausgeht.

* * *

Auch der Herr Dompfarrer aus Heiligenberg ist mit drei Domherren, angesehenen Bürgern der Stadt, und verschiedenen Heiligenberger Bürgern eingetroffen.

Sie werden herzlich willkommen geheißen und sind sofort mitten in dem großen Kreis fröhlicher Menschen drin. Auch der Dompfarrer, der würdige Herr Jakobus.

Er spricht lange mit dem Domkantor, wie zwei gute Freunde verstehen sie sich, und die Augen des greisen Seelsorgers leuchten auf.

Stephan Inniger gedenkt in dieser Stunde so mancher Kämpfe, die er durchführen mußte, so mancher Schwierigkeit bei dem Werk, die bezwungen sein wollte, und immer war der Herr Dompfarrer der Mann, der ihm half. Er war gerade und offen, und als er den Wert des Domkantors erkannt hatte, da stand er unbedingt zu ihm.

Sie gehen gemeinsam durch den herrlichen Park und sprechen sich aus.

Inzwischen werden's der Gäste immer mehr, obwohl es ein Wochentag ist, so strömen sie doch aus Pinnigau zusammen, und mancher Bauersmann macht heute einmal Feiertag.

* * *

Frau Anna atmet schwer, als sie die Straße überquert und den Wald erreicht hat. Sie bleibt stehen und versucht, sich zur Ruhe zu zwingen.

Entsetzlich waren diese Augenblicke, die sie drüben eben erlebt hatte.

Ruhig wollte sie sich von Richard verabschieden, um hinüber nach Luisenthal zu gehen, um, wie sie es dem Domkantor versprochen hatte, an dem Gartenfest der Domspatzen teilzunehmen.

Erst sah Richard sie ruhig, fast teilnahmslos an und nickte nur flüchtig, aber als sie dann gehen wollte, stürzte er auf sie zu, und bat sie mit flehenden Worten, nicht hinüber zu gehen.

„Nicht zum Domkantor!“ bettelte er. „Sie sollen hierbleiben, Frau Anna, bei mir, ich will nicht, daß Sie zum Domkantor gehen.“

Seine heftige Erregung verspürend, bemühte sie sich, ihn zu beruhigen, aber jedes Wort, das sie sprach, steigerte seine Erregung. Bis er schließlich vor ihr auf die Knie fiel und ihr immer wieder beteuerte, daß er sie liebe, daß er sie keinem anderen gönne.

Da er sehr laut sprach, wurden die anderen Bewohner des Hauses aufmerksam, und Dr. Eck kam, um Frau Anna beizustehen.

Die Folge war, daß Richard zu toben begann, so daß Doktor Eck alle Kräfte anwenden mußte, um den Kranken auf sein Zimmer zu bringen.

An diese Szene dachte jetzt Frau Anna erschauernd. Sie hatte sich so auf diesen Tag gefreut, hatte ihr schönstes Kleid aus dem Schranke geholt, und jetzt war alle Freude wie weggeblasen.

Aber sie mußte gehen, denn sie hielt es nicht mehr aus, mit Richard, mit dem Kranken unter einem Dache zu leben.

Je weiter sie sich von dem Hause entfernte, um so freier wurde ihr langsam um die Seele.

* * *

Als Dr. Eck in das Arbeitszimmer des Geheimrats trat, fragte ihn Robert von Kahr mit einem bitteren Zug um den Mund: „Wie geht es unserem Kranken?“

„Er schläft“, entgegnete Dr. Eck seufzend, „diesem Temperamentsausbruch ist der Zusammenbruch gefolgt.“

„Mir tut Frau Anna leid“, sprach der Geheimrat mit Bedauern. „Richard Rogaller macht ihr das Leben schwer.“

Dr. Eck nickte und stimmte ihm zu. „Wahrlich, Herr Geheimrat, das tut er. Aber ist es nicht verständlich? Der Kranke klammert sich an den Gesunden.“

„Tun Sie mir jedenfalls den Gefallen, lieber Doktor Eck, und kümmern Sie sich recht aufmerksam um unseren Kranken. Irgendeine seelische Krise ist im Kommen, das spüre ich. Es wird wohl das beste sein, wenn Anna die Tage bis zur Operation nicht hier im Hause wohnt.“

„Ich würde es nicht tun, Herr Geheimrat. Gerade Frau Anna hat einen so beruhigenden Einfluß auf ihn.“

„Sie ist meines jüngsten Sohnes Frau“, sagte der Geheimrat abweisend. „Ich will nicht, daß dieser Rogaller die Hand nach ihr ausstreckt.“

„Wann gedachten Sie zu operieren, Herr Geheimrat?“

„Es kann noch acht Tage dauern.“

„Ich fürchte nur, Herr Geheimrat, daß gerade jetzt eine einschneidende Änderung im Wesen unseres Kranken, gewissermaßen eine charakterliche Verschiebung eintritt. Manchmal kommt er mir jetzt vor wie ein böses Tier. Als ich ihn kennenlernte, wirkte er doch nicht anders wie ein kranker, guter Junge. Mit einem Male löst sein Zustand Leidenschaften aus, die das seelische Bild vollkommen verändern. Etwas Böses ist geradezu in der Seele des Kranken erwacht. Ich will froh sein, wenn die Operation erst erfolgt ist.“

„Das sagen Sie mir, Doktor Eck?“ Der Geheimrat lachte bitter auf. „Diese Operation, die jeder Arzt bis jetzt abgelehnt hat, weil er wußte, daß er mit neunzig Prozent Sicherheit daran ... scheitern mußte. Wir können große Ärzte sein, aber wir sind keine Hexenmeister. Wir können zerbrochene Glieder wieder aneinanderfügen, aber zerstörte Hirne haben wir noch nicht gelernt wieder zusammenzuflicken, da ist es mit unserer Kunst zu Ende, und wir können das Zerstörungswerk im Hirn des Kranken meist erst nach der Operation überschauen.“

„Wollen Sie die Operation nicht doch lieber ablehnen, Herr Geheimrat? Es besteht wahrhaftig wenig Hoffnung. Ich habe mich heute noch einmal über die Krankenpapiere gemacht und sie noch einmal genau durchgearbeitet, aber ich sehe keine Hoffnung.“

„Und doch muß ich die Operation durchführen, und das so bald als möglich“, entgegnete der Geheimrat ernst. „Eine Entscheidung im Guten oder im Schlechten muß erzungen werden.“

* *

Als Frau Anna den Park der Domspatzen betrat, wurde ihr Herz mit einem Male wieder still, und eine scheue Fröhlichkeit wagte sich hervor, und als sie durch den Laubengang schritt, da kam von links plötzlich Stephan Inniger.

Frau Anna sah verlegen auf den Domkantor, denn sie fühlte seinen forschenden, fragenden Blick.

„Warum sehen Sie mich so an, Herr Domkantor?“ fragte sie im Schreiten.

„Weil Sie nicht fröhlich sind, Frau Anna. Haben Sie es so schwer drüben im Doktorhaus?“

„Warum fragen Sie? Sie sind alle gut zu mir drüben. Einem Kranken natürlich muß man vieles nachsehen, das ist nicht anders. Richard Rogaller macht es mir nicht leicht, und ich habe in den Tagen manchmal Sehnsucht nach unserem stillen Erlbacherhof gehabt.“

„Ich kann Sie verstehen, Frau Anna. Aber das wird vorübergehen, denn der Herr Geheimrat wird die Operation durchführen. Hoffentlich ist Gott barmherzig und läßt Richard Rogaller gesund werden.“

„Das gebe Gott!“

Schweigend gingen sie nebeneinander her, bis der Domkantor wieder sagte: „Unsere Gäste aus Wien sind nur wenige Tage im Domspatzenhotel, aber seit sie da sind, haben Sie sich verändert. Ja, Frau Anna, widersprechen Sie nicht, Sie sind wirklich anders geworden. Ich kann mir denken, was Sie bewegt: Unser kleiner Kreis war so harmonisch und geschlossen, und auf einmal erscheinen Menschen, die einer ganz anderen Lebenssphäre entstammen. Künstler sind es! Wenigstens drei von ihnen. Frau von Meersburg ist keine Künstlerin, sie hat sich nur durch die Förderung junger Talente sehr verdient gemacht.“

(Fortsetzung folgt)

Block Viertannen gibt ein Zeichen

Erzählung von Heinrich Zerkaulen

Der aus Bonn stammende Dichter hat in den letzten Jahren mit seinen Bühnenwerken „Jugend von Langemarck“, „Sprung aus dem Alltag“ und „Der Reiter“, der nun von mehr als 50 Bühnen gespielt wird, bedeutende Erfolge errungen. Von seinen Romanen und Novellen seien hier „Strom der Väter“, „Spitzweggasse“, „Rautenkranz und Schwerter“, „Blau ist das Meer“ und „Anna Sigrid“ erwähnt.

Der Wärter von Block Viertannen fuhr wie vom Donnergepolter eines Einschlages aus tiefem, traumlosem Schlaf auf. Stille war um ihn, eine fast körperliche Stille, als er jetzt aufrecht im Bett saß, sich die Augen reibend.

Hubert Trunk, der Wärter von Block Viertannen, spähte und horchte.

So war es schon damals gewesen, da er als blutjunger Soldat die Sache mit dem Bunker zu überstehen hatte. „Hauptsache bleibt, die Lage erst einmal richtig zu beurteilen“, war des Unteroffiziers Pankrazius Gött erste Warnung gewesen, wenn das junge Gemüse aus der Heimat mit Kopf und Kragen durch den Beton wollte bei solch einem Einschlag. Natürlich, er hier nicht umsonst Pankrazius. Ein derartiger Name verpflichtete zu Ruhe und Gelassenheit, ein wenig auch zu einer Privatverbindung mit den himmlischen Heerscharen. Mochten die Franzmänner von drüben funken, solange sie wollten, Unteroffizier Pankrazius Gött hatte noch jedesmal seine Bunkermannschaft heil im Graben abgeliefert.

Doch Hubert Trunk mußte feststellen: diesmal war er ohne eigentlichen Grund aus tiefem Schlaf aufgefahren. Nichts blieb übrig von einem mutmaßlichen Einschlag. Die Lage war durchaus normal. Neben ihm schlief die Frau, ruhig und mit offenem Mund, die Arme vor sich gleich einer Wiege zusammengelegt. Sie war schön anzuschauen, die schlafende Frau. Ihr Kopf neigte nach der Seite, dem Manne abgewandt, dem Kinderbett zu, als wolle ihr Atem noch über das schmale Holzgestell hinstreichen, darinnen Pankrazius lag.

Ja — Pankrazius. Die Sache mit dem Bunker nämlich, die wäre am Ende noch schief abgelaufen, damals, als es wie mit